

Jahresbericht der Gesellschaft für nützliche Forschungen

für das Geschäftsjahr 1930 (vom 1. 4. 1930 bis 31. 3. 1931).

(Das 130. Vereinsjahr.)

Der Gesamtvorstand der Gesellschaft hielt eine Sitzung ab am 14. Juli, in der der Jahresbericht und der Kassenbericht vorgelegt und in der anschließenden Jahresversammlung der Mitglieder genehmigt wurden. Die Verhältnisse der Trierer Zeitschrift, die als Publikationsorgan der Gesellschaft und des Provinzialmuseums unter allen Umständen in voller Leistungsfähigkeit erhalten bleiben muß, sind jetzt so geregelt worden, daß in dem neuen Verlag der Paulinusdruckerei auf Grund eines fest begrenzten Zuschusses die vier Hefte des Jahrganges 5, 1930 in einem etwas geringerem Umfange als bisher haben herausgegeben werden können, ohne daß, dank einem Sonderzuschuß der Regierung, der Jahresetat der Gesellschaft überschritten worden ist. Der übliche Sonderabdruck aus dem 4. Heft der Zeitschrift, die „Trierer Berichte über das Geschäftsjahr 1929“, die alle Mitglieder als Jahresgabe für 1930 erhalten haben, hat dank der Ausstattung des Museumsberichtes, dessen Kosten das Museum trägt, gegen die Vorjahre nur ganz unwesentlich verkürzt zu werden brauchen.

Aus der Reihe der Ehrenmitglieder hatte die Gesellschaft in diesem Jahr den Hingang von Geheimrat F. F. S c h r e i n e r, des bewährten einstigen Vorkämpfers für das Ausgrabungsgesetz im preußischen Landtag, und von Geheimrat A. v. B e h r in Naumburg, dessen verdienstvolle Tätigkeit für die Denkmäler, insbesondere die römischen des Trierer Bezirkes, unvergessen ist, zu beklagen. Aus dem Gesamtvorstand wurden ihr Landgerichtspräsident C h o r u s und Brauereibesitzer H a n s C a s p a r y, beide treueste Mitarbeiter an den Aufgaben der Gesellschaft, durch den Tod entrisen. Ersatzwahlen für die Dahingeschiedenen haben noch nicht stattgefunden. Die Ungunst der augenblicklichen Lage prägt sich durch den weiter fortschreitenden Rückgang der Mitgliederzahl auf 584 (von 611 im Jahr 1929) aus. Es werden jetzt Schritte für die Werbung neuer Mitglieder eingeleitet werden müssen.

An S o m m e r a u s f l ü g e n wurden zwei unternommen. Am Sonntag, den 1. Juni, beteiligten sich eine ganze Anzahl von Mitgliedern an einem Ausflug nach Weilerbach und Bollendorf an der Sauer, den der Historische Verein von Saarbrücken veranlaßt hatte und bei dem Professor K r ü g e r und der wissenschaftliche Hilfsarbeiter Dr. H u s s o n g die Götterdenkmäler in der Landschaft, den Ringwall der Niederburg, die Kiesgräber und die Villa von Bollendorf erklärten.

Der Hauptausflug wurde am Sonntag, den 12. Oktober, unternommen, nach Roth und nach Vianden und Diekirch in Luxemburg. Die Kirche in Roth und die kunstgeschichtlichen Fragen auf der Burg von Vianden behandelte Prof. Dr. Irsch, die Geschichte der Burg von Vianden Professor Medinger aus Luxemburg, der eigens dazu herüber gekommen war. Zu dem Mosaikboden von Diekirch gab Professor Krüger einige Erläuterungen. Für den Tagesausflug wurde zum ersten Mal nicht die Bahn, sondern einige Autobusse benutzt.

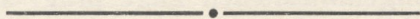
Das Programm der Wintervorträge war besonders reichhaltig und der Besuch der meisten derselben ungewöhnlich stark.

1. Mittwoch, den 22. Oktober. Universitätsprofessor Dr. Naumann (Frankfurt): Die Götter Germaniens.
2. Mittwoch, den 12. November. Professor Dr. h. c. Keune: Takenplatten in Trier (mit Lichtbildern).
3. Donnerstag, den 4. Dezember. Oberrabbiner Dr. Altman: Das früheste Vorkommen der Juden in Deutschland; Juden im römischen Trier (mit Lichtbildern).
4. Mittwoch, den 21. Januar. Archivdirektor Dr. Schaus (Koblenz): Bilder aus der Zeit des Erzbischofs Baldewin von Trier (mit Lichtbildern).
5. Mittwoch; den 4. Februar. Dr. med. Schweisthal: Einwanderer in den rheinischen Kurstaaten und Reichsstädten im 17. und 18. Jahrhundert.
6. Mittwoch, den 11. März. Professor Dr. Irsch: Die Typen der Trierer Bischofsgrabmäler (mit Lichtbildern).

Auf der in Bonn vom 24.—27. April abgehaltenen Tagung der süd- und westdeutschen Altertumsvereine wurde die Gesellschaft durch die Mitglieder Keune, Krüger, Loeschke, Steiner und Steinhausen vertreten.

Die aus den Lotteriemitteln bestrittene Erforschung der Stiftskirche in Pfalz el ist unter Leitung von Baurat Kutzbach mit kurzen Unterbrechungen noch das ganze Jahr fortgesetzt worden und hat ihren vollen Abschluß noch nicht erreicht. Einige Wochen hat der örtliche Beauftragte, Diplomingenieur Nagel, auch an der Konservierung der Kaiserthermen mitgearbeitet. Für diese letztere Aufgabe wurde auch bereits ein Teil der Lotteriemittel herangezogen.

Die Kommission für die Denkmälerstatistik der Stadt Trier hielt am 15. Juli und am 31. Januar Sitzungen ab, außerdem nahmen die Trierer Vertreter am 6. August und am 10. Februar an den Sitzungen der Provinzialkommission für die Denkmälerstatistik in Bonn teil. Es ist in diesem Jahr der erfreuliche große Erfolg zu verzeichnen, daß der 1. Band des Trierer Denkmälerwerkes jetzt bereits hat herausgegeben werden können, der von Professor Dr. Irsch in hingebender Arbeit verfaßte „Dom von Trier“, der als eine auf diesem Gebiet vorbildliche Leistung allgemein die höchste Anerkennung findet.



Berichte über die Führungen und Vorträge Sommer 1930

Der Ausflug nach Roth, Vianden und Diekirch.

Der von der Gesellschaft für nützliche Forschungen für Sonntag, 12. Oktober, geplante und angekündigte wissenschaftliche Ausflug hat stattgefunden. Wohl hatte der leider verregnete festliche Samstag¹ zu schweren Bedenken Anlaß gegeben, allein die geäußerten Befürchtungen erfüllten sich nicht; der Ausflug war vielmehr vom Wetter begünstigt. Nach 9½ Uhr entführten zwei große Kraftwagen 40 Mitglieder aus Trier in die südliche Eifel, während den wissenschaftlichen Dolmetsch, Herrn Prof. Dr. Irsch, ein freundschaftlich zur Verfügung gestellter schnellerer Kraftwagen aufnahm. Unterwegs fand zwar die Landschaft in ihrem herbstlichen, farbenschönen Gewand Beachtung, und die Namen der Wasserlein, die wir überquerten, und der friedlichen Dörfer, die wir durchfuhren, wurden auf den Karten festgestellt, aber Aufenthalt gab es nicht, auch nicht an den durch ihre Altertumsfunde bekannten Stätten, wie Bitburg und Oberweis: „kaum begrüßt, gemieden“.

Halt aber wurde gemacht auf der Höhe über dem Dörflein Roth an der Our, die das Deutsche Reich vom Großherzogtum Luxemburg scheidet. Hier oben, fern abseits vom Weltverkehr, liegt eine alte Pfarrkirche, heute (seit 1803) nur Kapelle, ein bedeutsames Denkmal romanischer Baukunst des 12. Jahrhunderts. Diese dreischiffige, ursprünglich mit zwei Chor-Türmen ausgerüstete, jetzt nur eintürmige Basilika, war Pfarr- und Mutterkirche auch für das benachbarte Vianden gewesen, bis auf Betreiben der Trinitarier in Vianden dieses, soweit es auf dem jenseitigen, rechten Ufer der Our lag, zur selbständigen Pfarrei erhoben wurde (1256). Vorher war die Kirche mit ihren Gütern und Einkünften Besitz des Ordens der Tempelritter geworden, denen der Graf von Vianden hier eine Niederlassung, eine „Kommende“ (d. i. einem Ordensmitglied als „Commendator“ oder „Komtur“ zur Verwaltung und Nutznießung übergebenes Gebiet) gestiftet hatte. Nachdem der Orden der Templer unterdrückt und 1312 aufgelöst war, gingen Kirche und Kommende in den Besitz der Johanniter über. Vor den Templern scheint das seit etwa 1045 bestehende Stift St. Simeon zu Trier Inhaberin der damaligen Pfarrkirche gewesen zu sein, die heute zur Pfarrei Körperich gehört.

Dieses altehrwürdige Gotteshaus sollte heute an erster Stelle unter berufener Führung beachtigt und kunstgeschichtlich gewürdigt werden. Die Erklärungen bot Prof. Irsch, dessen einstündigem, feinfühligem und zugleich warmherzigen Vortrag die Mitglieder der Gesellschaft mit freudiger Aufmerksamkeit folgten. Eine kunstgeschichtliche Beschreibung des Bauwerkes liegt vor in den von Paul Clemen herausgegebenen Kunstdenkmälern der Rheinprovinz, Band XII, 1, Kreis Bitburg, bearbeitet von Ernst Wackenroder, der vorher schon der Kirche in der Zeitschrift des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz, 17. Jahrgang, 1924, Heft 2/3 (S. 111—119) einen Abschnitt gewidmet hatte. Was aber Prof. Irsch uns bot, wog mehr, mochte er sich auch an die genannte Beschreibung anlehnen.

Die Erläuterung begann auf der nordöstlichen Außenseite, am Kern der Kirche, denn dieser bereits gegen 1100 entstandene kleine Bau ist erst später, im Laufe des 12. Jahrhunderts (1. Hälfte), zu der Länge, die die Kirche heute hat, erweitert worden. Das zeigt schon augenfällig das Aufhören der am Kernbau außen angebrachten Sockelleiste. Merkwürdig, ja einzigartig ist am Chor dieses Kernbaues die Ausschmückung der Außenwand, denn diese füllen, teilweise durch ein in später Zeit eingebautes Fenster zerstört, aneinander gereihete kleine, rundbogige Blend-Nischen, die man mit den Columbarien in Rom vergleichen möchte. Seitwärts öffnete sich einst ein „Oculus“ (Auge), d. h. ein kleines Fenster, durch welches den Toten auf dem Kirchhofe die Gnade des im Chor der Kirche verwahrten Allerheiligsten vermittelt werden sollte. Solche Öffnungen („Oculi“) oder Totenleuchten sind besonders im Lothringischen häufig, finden sich aber auch im Trierischen (z. B. in Merzig). Die lothringischen Oculi hat G. Walbock im Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde, 18. Jahrgang 1906 (Metz 1907), S. 317—370 besprochen und abgebildet.

Die Erklärungen des Kirchenbaues fanden hier eine Unterbrechung durch beredte Worte, die ein vor der Nordwand, auf dem Kirchhof aufgerichtetes ergreifendes Kreuzbild Gottes (16. Jhdt.) würdigten. — Durch die später (im 18. Jhdt.) in die Kirchenwand eingebauten Fenster sind die älteren, kleineren Lichtöffnungen unterdrückt. Zugemauert war auch der auf der Nordseite befindliche Eingang des 12. Jahrhunderts, dessen Reste Architekt Franz Krause bei den Aufmessungsarbeiten 1919, unter dem Verputz verborgen, entdeckt hat. Der größtenteils noch erhaltene romanische Giebelschmuck stellt Christus dar, mit der Rechten segnend, in der Linken das Evangelienbuch. Als Sitz dient ihm der Regenbogen; beiderseits, kniend, wohl Maria und Johannes. Das erhaltene Kapitell eines Portalpfeilers hat als Schmuck einen pickenden Vogel, gleich den Pfeilern am Hauptportal.

¹ Besuch des Reichspräsidenten v. Hindenburg.

Dieses Hauptportal auf der breitgelagerten Westseite wurde im 18. Jahrhundert ersetzt durch Einbau einer barocken Türe, an der das Johanniter-Kreuz angebracht ist. Der Bogen des alten Portals des 12. Jahrh. aber hat als Verzierung ein „dem Auge als Wellenband erscheinendes Motiv zusammengeschobener Blätter“, die Prof. Irsch als aneinandergereihte mehrstrichige Omegas, Ω (Omega = letzter Buchstabe des griechischen Alphabets) kennzeichnete. Über dem Haupteingang war die Wand geschmückt mit drei Arkaden, deren Bogen Kugelschmuck tragen, von denen aber die mittlere durch ein spätes Fenster zerstört ist.

Die dann folgenden Erläuterungen galten dem Innern der Kirche. Auffallend ist der Grundriß dadurch, daß das Mittelschiff nach der westlichen Eingangsseite zu sich verbreitert, wie dies auch in der Kapelle der benachbarten Burg Falkenstein (Wackenroder, Kunstdenkmäler des Kreises Bitburg, S. 99/100) und anderswo der Fall ist (z. B. auch in St. Matthias zu Trier). In der Rother Kirche ist der Unterschied der Breiten besonders stark, da er $1\frac{3}{4}$ m beträgt, denn die Breite des Hauptschiffes mißt (nach Wackenroder) am Ostende 12,90 m, am Westende aber 14,65 m. Ob damit perspektivische Wirkung oder nur Raumgewinnung angestrebt war, mag unentschieden bleiben.

„Die langsame Entstehung des Baues kann man im Innern gut an den Formen verfolgen.“ Den letzten Bauteil stellt der rechteckig gestaltete Südchor dar. Der Farbenwechsel der Hausteine ist an einigen Stellen jetzt freigelegt und sichtbar gemacht, sonst ist er von Tünche verdeckt. Je zwei spitzbogige Arkaden mit Mittelsäulen sind eingeschaltet in runde Blend-Bogen, die von starken Kreuzpfeilern getragen werden. Die reichen romanischen Kapitelle, alle verschieden, haben als Schmuck aufsteigendes Blattwerk. Die Wölbung erfolgte im 15. Jahrhundert; in diese Zeit fällt auch der Einbau der spitzbogigen Fenster im Hauptchor.

Aber die Ausstattung des Innenraumes, Holzschnitzerei des 18. Jahrhunderts, ist gleichfalls beachtenswert. Dieses Schnitzwerk, Kanzel, Altäre, Chortäfelung, ist zeitlich verschieden, das spätere erkennbar an der „Rocaille“, d. i. die Muschel-Zier, von der die Stilbezeichnung „Rokoko“ abgeleitet ist. Von dem Bildschmuck sei nur erwähnt das Bildnis der hl. Odilia, der Gründerin und ersten Äbtissin des berühmten Klosters Odilienberg im Elsaß; da sie nach der Legende blind zur Welt kam und durch die Taufe das Augenlicht erlangte, ist sie dargestellt als Äbtissin mit einem offenen Buch, auf dem zwei Augen liegen. Diese in Süd- und Mitteldeutschland sehr verbreitete Darstellung ist in unserer Gegend eine Seltenheit. Vgl. Karl Künstle, Ikonographie der Heiligen (Freiburg i. Br. 1926), S. 476.

Baugeschichtlich gehört die romanische Basilika von Roth in die Trier-Lothringische Baugruppe, die, nach Thormählen und Reiners, neuerdings Irsch in seinem Werk „Die Trierer Abteikirche St. Matthias und die lothringische Baugruppe“ (1927) eingehender behandelt hat. Die Rother Kirche zeigt Verwandtschaft u. a. mit der Kirche Mont-St.-Martin bei Longwy und Ste. Marie-aux-Bois bei Pont-à-Mousson, Ortschaften, die mit ganz Lothringen damals zum Deutschen Reiche und zur Trierer Kirchenprovinz gehörten.

Nach der Besichtigung der Kirche noch ein rascher Blick in den anliegenden Hof des als „Schloß Roth“ bezeichneten Wohnbaues der einstmaligen Kommende des Johanniterordens. Den Zugang zum Hof hütet ein um 1600 erbauter Torturm. Im Hintergrund liegt am Bergrand der Hauptbau, der nach Inschriften im Jahre 1733 neu aufgeführt wurde.

Dann strebte alles den Wagen zu, um das luxemburgische Städtlein Vianden zu erreichen. Ein kurzer Halt galt gleich jenseits der Grenze dem erneuerten Stein-Bild der hier als „Heilige“ bezeichneten „Fides, Spes, Caritas“ (Glaube, Hoffnung, Liebe), einem Bildwerk, das für den Ersatz eines uralten Kultbildes der drei göttlichen Mütter oder Matronen gehalten wird. Bald aber war die auf dem linken Ufer der Our gelegene „Vorstadt“ von Vianden erreicht, wo auch der Magen zu seinem Recht kommen sollte. Während der größere Teil der Gesellschaft im Gasthof „speiste“, zehrten unter dem gleichen Dach Genügsame vom mitgebrachten Vorrat. Inzwischen erschienen Herr Medinger, Professor am Athenäum in Luxemburg und Konservator des historischen Museums daselbst, den unsere Gesellschaft für nützliche Forschungen um einen Vortrag über das Schloß Vianden gebeten hatte, und, als Vertreter des erkrankten Bürgermeisters von Vianden, Herr Schmidt, Vize-Präsident des Verschönerungsvereins Vianden, der uns zum Heimatmuseum der Stadt zu führen freundlich bereit war. Vorher aber setzte er uns als erquickliche Vorspeise vor, was er selbst an heimatkundlichen Gegenständen in seinem Hause gesammelt hatte. Und das war nicht wenig: alte Möbel und sonstiger altväterlicher Hausrat, Zierstücke und vieles andere.

Der Weg vom Hause Schmidt nach dem Heimatmuseum führt durch die Hauptstraße der auf dem rechten Ufer der Our gelegenen Stadt vorbei an der zweischiffigen Pfarrkirche, der ehemaligen Klosterkirche der bereits erwähnten Trinitarier, deren Orden sich die Befreiung Gefangener aus der Gewalt der Heiden zur Aufgabe gemacht hatte (Ordo Sanctissimae Trinitatis pro Redemptione captivorum, daher auch „Redemptoristen“ genannt). Die Befreiung eines Grafen von Vianden aus türkischer Gefangenschaft gab 1248 dessen Sohn und Schwiegertochter Anlaß

zur Gründung des Klosters zu Vianden, des einzigen, welches dieser Orden in der Eifel und im weiteren Umkreis (früher) besaß.

Die in der luxemburgischen Amtssprache französisch „Musée d'art rustique“ (Museum für bäuerliche Kunst oder Volkskunst) und daneben in der Sprache des Volkes deutsch „Heimatmuseum“ benannte Sammlung ist in einem alten Bau mit eingebautem Ziehbrunnen untergebracht. Viel Schätzbare hat hier die mit Heimatkunde verschwisterte Heimatliebe zusammengetragen. Erwähnt seien nur der einen Raum füllende große Webstuhl und die an dem auf Massenbetrieb berechneten langen Querbalken eines eisernen Tragegerüsts angebrachten „Hahlen“ oder Kesselhaken (über die „Hahl“ vgl. „Trierische Heimat“, 1. Jahrgang, 2. u. 3. Heft, Nov. und Dez. 1924, S. 16—17 und S. 31 f.).

Das vornehmste Ziel unseres Ausfluges nach Vianden war aber das Schloß, einstmals Sitz der mächtigen Grafen von Vianden, denen zahlreiche Ortschaften weit in die Eifel hinein untertänig waren. Infolge des Aussterbens des Mannesstammes der Grafen von Vianden gelangte das Schloß in den Besitz des Grafen Otto von Nassau († 1369) als Gemahl der Adelheid von Vianden, und da die Nachfahren Ottos von Nassau (aus dem Hause Oranien) i. J. 1814/1815 zu Königen der Niederlande erhoben wurden, ist Vianden auch Stammschloß dieses Königshauses, mit dem übrigens das Großherzogtum Luxemburg bis 1890 durch Personalunion verbunden war. Inzwischen war das Schloß vorübergehend im Besitz des bekannten Statthalters von Luxemburg, Graf von Mansfeld († 1604) gewesen und in den Jahren 1810/1812 in Händen eines französischen Generals, dem es Napoleon I. geschenkt hatte. Heute ist es eine Ruine, aber nicht infolge kriegsgerischer Zerstörung oder einer Feuersbrunst, sondern durch grobe Versündigung gegen die Denkmalpflege, wie sie August Reichensperger (damals zu Trier) in den Bonner Jahrbüchern XIV (1849) mit gerechtem Zorn gegeißelt hat (a. a. O. S. 104 f.). Das Schloß wurde 1820 auf Abbruch versteigert; nachdem es aber zur Ruine gemacht war, wurde es vom König von Holland für billiges Geld zurückgekauft, „und seitdem haben Sturm und Regen es übernommen, das Zerstörungswerk der Ansteigerer fortzusetzen“.

Das Schloß krönt einen Felsgrat, der zwischen der Our und einem Nebental vorspringt. Die Lage ist ganz die eines gallischen Oppidum, weshalb die Annahme, daß hier eine vorrömische Siedelung und Festung, gleichnamig mit der bekannten Stadt Vienna oder Vianna, Viana (Vienne) am Rhône-Fluß und anderen Orten, bestanden habe, berechtigt ist; denn „Vienna“ lautet der älteste beglaubigte Name der Burg wie der späteren Stadt Vianden. — Der Ähren- oder Fischgräten-Verband des älteren Mauerwerks am Schloß ist mittelalterliche Nachahmung römischer Bauweise (opus spicatum, von spica = Ähre). Römische Münzen sollen im Schutt des Schlosses gefunden sein.

Der Weg ins Schloß führt zunächst durch einen langen Zwinger, der durch drei hintereinander folgende Tore gesperrt und geteilt war, zur südlichen Vorburg. Hier hörten wir die geschichtlichen Erläuterungen, zu denen sich Herr Prof. Medinger freundlichst bereit gefunden hatte, ergänzt durch Bemerkungen, die als Ortskundiger Herr Schmidt anfügte. Unterstützt wurden aber diese Ausführungen und der anschließende Rundgang durch das, was Professor Dr. Krüger im Namen des Provinzialmuseums bot. Auf seine Veranlassung waren nämlich drei große Tafelbilder hergestellt nach dem Druckwerk „Deutsche Burgen“ von Bodo E b h a r d t, Berlin, ein Lageplan, ein Grundriß und eine farbige „Wiederherstellungsstudie“ der Burg Vianden. Vom Grundriß wurde allen Teilnehmern eine Wiedergabe in Postkarten-Größe überreicht, die farbige Tafel aber erhielt als Geschenk für das Heimatmuseum Herr Schmidt.

Der Kernbau des Schlosses ist auf dem höchsten Felsgrat errichtet. Er ist nach und nach geworden: Das kann man, wie Prof. Irsch in seinen kunstgeschichtlichen Erläuterungen bei dem Rundgang betonte, an der architektonischen Ausstattung der Innenräume ablesen, von denen trotz aller Zerstörung noch viel übrig geblieben ist. Den Kernbau bilden fünf verschiedene Teile: beiderseits einer Mittelmauer liegen je zwei Bauteile, einerseits der jüngere, frühgotische große Pallas, in Vianden „Rittersaal“ benannt, und der ältere, romanische kleine Pallas, „Waffenhalle“ geheißen, anderseits der „Nassauer Bau“ des 14. Jahrh. und ein verschwundener Bauteil, jetzt Grasfläche über Kellerräumen. Die südliche Spitze des gesamten Burgkernes bildet die (in neuerer Zeit wiederhergestellte) Kapelle. Neben dem „Rittersaal“ mit seinen sechs Doppelfenstern, deren Nischen Sitzgelegenheit bieten, und mit seinem großen Kamin liegt der Zieh-Brunnen, dessen Tiefe bis zur Our hinabreichen soll (die wirkliche Tiefe bis zum Wasserspiegel beträgt 40 m). Im einstigen oberen Saal des anliegenden „Nassauer Baues“ ist ein gotischer Kamin mit Bildwerk von unten sichtbar. Der obere Saal im Kleinen Pallas hat romanische Fenster in Gestalt eines Kleeblattes, was dem Raume die Bezeichnung „Byzantinischer Saal“ eingetragen hat. Das Gewölbe, welches diesen Saal von dem unteren Raum schied, wurde im Jahr 1890 durch den Einsturz der zwischen Kleinem und Großem Pallas aufragenden Giebelwand zertrümmert. Noch ragen in die Höhe die abgetreppten gotischen Staffelgiebel am nördlichen Ende des Großen Pallas und am südlichen Ende des Kleinen Pallas, in dem hier ein unterer Sonderraum abge-

trennt ist, doch ist die erstgenannte Giebelwand nur noch zur Hälfte erhalten. An die südliche Giebelwand stößt die Burgkapelle, ein merkwürdiger Bau: In ein Zehneck (mit Choranbau) ist oben ein die Mitte einnehmendes Sechseck eingebaut; da dieses Sechseck keinen Boden hat, ist Verbindung mit dem unteren Raum dieser Doppelkapelle geschaffen. Ein Seitenraum der unteren Kapelle gilt als Gefängnis der Gräfin Yolanda von Vianden, der späteren Nonne, dann Vorsteherin des Nonnenklosters Marienthal bei Mersch (zwischen Diekirch und Luxemburg); ihre Mutter soll sie hier eingesperrt haben, um sie von ihrem Vorhaben, Klosterfrau zu werden, abzubringen (1248). Die Kapelle ist umspannt von einem Umgang (wohl Wehrgang). Zum Schluß wurde der große, von fünf Säulen getragene Keller unter dem Großen Pallas besichtigt, auch das „Hexenloch“ (ein Verließ) aufgesucht. Dann aber mußten wir Abschied nehmen von dem auch in seinen Trümmern gewaltigen, achtungsgebietenden Schloß, das wir auf demselben Wege, den wir gekommen waren, durch den Zwinger verließen, dessen drittes Tor mit seinem Gußerker (gewöhnlich „Pechnase“ genannt) noch erhalten ist.

Die Weiterfahrt gen Diekirch bot uns als letzten Gruß einen prächtigen Blick auf Schloß Vianden und die schöne Landschaft. Nach Diekirch aber führte uns der vor wenigen Jahren hier neben der Hauptstraße ausgegrabene Mosaikboden (3./4. Jahrh.) einer römischen Villa. Als Urkunde für die älteste Vergangenheit der Stadt Diekirch wurde der Mosaikboden erhalten und zur Schau gestellt auf Rat des Provinzialmuseums Trier, das auch für die Konservierung seinen geübten und geschickten Präparator E r a n g zur Verfügung gestellt hatte. Dem Rat des Trierer Museums und seines Direktors wurde hier in vornehmer, lobenswerter Weise entsprochen durch Errichtung eines ringsum mit Schiebefenstern ausgestatteten Baues über dem ein ganzes Zimmer füllenden ornamentalen Mosaikfußboden; der Überbau bot zugleich Raum zur Ausstellung von Rundziegeln der Stützpfeilerchen der Bodenheizung nebst Bruchstücken vom Estrich der ausgegrabenen Villa.

Weiterer Aufenthalt in Diekirch wurde nicht gewährt. Vielmehr wurde an die Besichtigung des Mosaikbodens und die Erklärungen von Prof. Krüger sofort die Heimfahrt angeschlossen, die über Echternach, Wasserbillig und Igel nach Trier zurückführte. Während der erste Wagen ohne Unterbrechung durchfuhr, hielt die Gesellschaft des zweiten Kraftwagens in Echternach Einkehr, nicht an dessen baugeschichtlich denkwürdigen, früher besuchten und gewürdigten Stätten (Trierer Zeitschrift, Jahrgang 4, 1929, S. 213 ff.), sondern anderswo.

Der an Eindrücken und Belehrung reiche Ausflug, den die Gesellschaft für nützliche Forschungen uns geboten hat, wird aber noch lange in unserer Erinnerung fortleben. (Keune.)

Winter 1930/31.

I. Universitätsprofessor Dr. Naumann - Frankfurt a. M.: Die Götter Germaniens.

Es war den Göttern Germaniens nicht bestimmt, auch zu Göttern Deutschlands zu werden; sie zogen sich nach dem Norden zurück. Daß aber das Nordgermanische Weltbild und die nordgermanische Götterwelt einst auch Besitz Südgermaniens waren, mit dieser Annahme darf man heute wieder rechnen. Es werden uns heute weniger die Naturkräfte, die in den Göttergestalten sich etwa symbolisieren, fesseln als vielmehr die ideellen, geistigen Kräfte, die Willensziele, Ideale und menschlichen Lebensgefühle, die unter diesem oder jenem Namen vergöttlicht sind. Eine so tiefe Kluft wie die Götter der Antike trennt die Götter Germaniens von den Menschen nicht. Hier steht die Gottheit nicht außerhalb der Welt, sondern auch sie unterliegt wie der Mensch dem Schicksal, und mit dem Tode erhöht sich beider Wesen Zusammengehörigkeit. Es ist die Verbundenheit von Fürst und Gefolgsmann, in der sich der Germane zur Gottheit sieht. Dämonenstufe und Urmythisches liegen weit zurück. Deutlich hebt sich eine bäuerliche Sphäre göttlicher Lebensumstände heraus. Besonders eine bestimmte Riesengruppe erscheint wie ein altes göttliches Großbauerngeschlecht. Aber darüber lagert sich jene andere Lebenssphäre mit den heroischen und den tragischen Lichtern. Am Beispiel der aus dem Süden importierten Balderlegende sowie an der kosmischen Zahl 432 000, vielmehr an ihrer völligen Umdeutung im Germanischen, wurde das heroische Lebensgefühl kenntlich gemacht. Das Hauptbeispiel bildete die Götterdämmerung, darin das weitverbreitete Motiv vom Kampf des Einzelkriegers nach seinem Tode kollektiviert erscheint zu einer großartigen Endschlacht der gesamten Götter und Einherjer gegen die gesamte Welt der Unholde und Dämonen am jüngsten Tag. Die Götter Germaniens nahmen die heroische Idee nicht mit, als sie uns verließen. Sie übertrug sich immer wieder von neuem auf das Göttliche.

(Genauer in „Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte“, ed. Kluckhohn und Rothacker bei Niemeyer in Halle, 8. Band, 1930, Heft 1.)

II. Prof. Dr. J. B. Keune - Trier: Takenplatten im Trierer Lande¹. (Mit 3 Abb.)

„T a k e n p l a t t e“ nennt der Trierer eine gußeiserne Bildtafel, die in der Eifel, im Luxemburgischen und in Deutsch-Lothringen „T a k“, auch „Takeneisen“ heißt, mit einer volkstümlichen Bezeichnung, die sich auch in Französisch-Lothringen und in Belgien eingebürgert hat, wo eine solche Platte „la taque“ genannt wird, während sie gemeinfranzösisch „la plaque de cheminée“ oder „la plaque de foyer“ heißt.

Zur Herstellung dieser Taken oder Takenplatten wurde das Bild in eine Holztafel geschnitten, das geschnittene Holztafelbild wurde in eine Bettung von nassem Sand eingedrückt, und in die so geschaffene Hohlform ward das flüssige Eisen geleitet. Die Unterseite ergab demnach das gußeiserne Bild, während die Kehrseite rauh war. Etwaige Gußfehler am Bild wurden durch Feilen beseitigt. Ursprünglich waren Einzelbilder in Holz geschnitten und durch Eindrücken in die gemeinsame Sandbettung zu einem Gesamtbild vereinigt worden. Später aber wurde, abgesehen von Umrahmungen, das ganze Bild in eine einzige Holztafel geschnitten. Nur Ortsangaben und Jahreszahlen wurden oft in besondere Täfelchen geschnitten und mit diesen nachträglich in die Hohlform eingedrückt.

Die Verwendung der so entstandenen gußeisernen Bildertafeln war verschieden. Denn es sind zu unterscheiden Herdplatten und Ofenplatten. Die Herd-

¹ Vgl. Trierer Zeitschrift, 5. Jg. 1930, S. 132—134 und 6. Jg. 1931, S. 27—31 (4 Abb.); Eifelvereinsblatt 32. Jg. 1931, Nr. 12, S. 165—167: Quint (4 Abb.).

platte bildete die Rückwand des offenen Herdfeuers, sei es in der Küche, sei es in einem herrschaftlichen Saal oder Zimmer. Auch war eine Herdplatte auf der Kehrseite des offenen Herdes und vor allem des Küchenherdes in eine Nische der anstoßenden Wohnstube eingelassen, um dieser die Wärme des Herdfeuers zu vermitteln. Diese Nische war später zu einem Schrank gestaltet und erweitert und nach der Platte oder Tak „der Taken“ oder „der Tâke(n)schâf“, d. i. Plattenschrank, genannt. Ofenplatten hingegen, dünner als Herdplatten und anders gestaltet, waren eigentlich bestimmt, Bestandteile von (gewöhnlich rechteckigen) Kastenöfen zu sein, die in der Wohnstube aufgerichtet waren, jedoch von außen, insbesondere von der Küche aus unterhalten und genährt wurden. Solche aus Taken zusammengesetzte Kastenöfen sind heute noch im Elsaß, vornehmlich im „Hanauer-Land“², bräuchlich, in Trierer Landen aber, wie anderswo, z. B. in der Pfalz, ausgestorben, verdrängt und ersetzt durch Säulenöfen, die als „Kanonenöfen“ oder „Pommeröfen“³ bezeichnet und gleichfalls von außen, nicht von der Stube aus geheizt wurden. In herrschaftlichen Wohnräumen waren in Innerdeutschland aus gußeisernen Bildertafeln zusammengesetzte Kastenöfen als Nachfolger der aus Tonkacheln zusammengefügtten Öfen üblich, und oft war nur der untere Teil eines solchen Ofens mit Takenplatten ummantelt, während der Oberteil aus Tonkacheln bestand. Bei uns im Westen aber hatte das offene Herdfeuer auch in Saal und Wohnräumen von Burgen und Herrenhäusern Platz gewonnen.

Die Sitte, solche gußeiserne Bildertafeln an Herd und Öfen zu verwenden, ist in den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts aufgekommen, und mit die ältesten Platten sind gegossen in Nassau nebst Siegerland, sowie in der Eifel, wo einst zahlreiche blühende Eisenwerke bestanden, die bis auf wenige heute aufgegeben sind. Zu den überaus seltenen ältesten Takenplatten, die das Jahr des Gusses nennen⁴, zählt auch eine Eifeler Platte mit der Jahreszahl 1497. Andere Eifeler Platten sind, wie ihr Bildwerk beweist, ungefähr gleichzeitig. Die älteren Eifeler Platten nennen die Eisenhütte, der sie entstammen, nicht. Denn erst das 1683 gegründete Eisenwerk der Quint ist auf hier gegossenen Platten mit Namen genannt, darunter zwei Bilder mit den Jahreszahlen 1701 und 1702, außerdem die damals zugehörige Eichelhütte bei Eisenschmitt mit der Jahreszahl 1702. Eine vereinzelte Platte der Quint im Heimatmuseum zu Saarbrücken zeigt statt der Ortsangabe⁵ als Spiegelbild die Jahreszahl 1683. Jünger als die Eisenindustrie der Eifel ist die in den Saarlanden, wo sie aber auch teilweise bis in 16. Jahrhundert hinaufreicht. Als Hütten, die Takenplatten geliefert haben, sind zu nennen die gräflich und fürstlich nassau-saarbrückenschen Eisenwerke Geislauntern (südlich der Saar, bei Völklingen), Wiebelskirchen-Neunkirchen, auf der Fischbach (nördlich von Dudweiler), Halberg-Saarbrücken, ferner im ehemals lothringischen Gebiet Dillingen (an der Saar, bei Saarlouis) mit Bettingen (zwischen Neunkirchen und Lebach), sowie in der Westpfalz auf gräflich von der Leyen'schem Gebiet St. Ingbert. Auf dem Hunsrück hat im 18. Jahrhundert (außer dem genannten Bettingen) Gottbill in Neunkirchen Takenplatten gegossen (das Eisenwerk ist nach „Mariahütte“ verlegt). Schließlich bestand noch an der heutigen lothringischen

² So genannt nach der ehemaligen deutschen Grafschaft Hanau-Lichtenberg.

³ „Pommer“-Öfen wohl nach Wolfgang Pommer in Nürnberg (Beck, Geschichte des Eisens II S. 316) genannt.

⁴ Die älteste bekannte Jahreszahl 1474 stand auf einer Nassauer Platte, die nur bekannt ist durch eine Zeichnung im Archiv zu Wiesbaden. Außerdem werden noch angeführt die Jahreszahlen 1481 und 1488, doch sind diese Jahresangaben zweifelhaft.

⁵ Die betreffende Platte mit Ortsangabe besitzt die Plattensammlung von Eich in Luxemburg (Ant. Hirsch I C Nr. 93).

Grenze, jenseits Perl, in A p a c h eine Eisenhütte, die in den Jahren 1685, 1689/1690 Platten gegossen hat.

Zahlreiche in unserer engeren Heimat gegossene Takenplatten haben weite Verbreitung gefunden, wie schon die ältesten Platten der Eifel. So war in der damaligen Reichsstadt Metz verwendet eine Herdplatte aus der Zeit des Trierer Kurfürsten Johann II. von Baden (1456—1503). Sehr häufig ist im Trierer, Luxemburger und Lothringer Land das Eifeler Gußbild des 16. Jahrhunderts, Urteil des Paris mit zwei Brustbildern darunter, das, wenn es Jahreszahlen trägt, Jahre von 1579—1623 nennt⁶. Auch die Platten der Quint sind meistens häufig und weit verbreitet, ebenso die Platten von der Saar. (Platten von Nunkirchen sind nach dem Zeugnis von Emil Diderrich-Mondorf im Luxemburger Lande häufig).

Die Bilder der Takenplatten sind überaus mannigfaltig. Am häufigsten sind Wappen und biblische Bilder, danach andere religiöse Bilder sowie mythologische oder allegorische Darstellungen, auch bloße Zierbilder, selten sind Bilder aus dem Leben und aus der Geschichte, sofern letztere nicht Wappenbilder oder allegorische Anspielungen (wie Pax, Frieden, 1738) sind.

Die ältesten Platten unserer Gegend (es sind Erzeugnisse der Eifel) sind geschmückt mit Ranken, auch unter Zugabe figürlichen Zierwerks, oder mit Wappen in spätgotischer Architektur, auch vereint mit der Kreuzigungsgruppe. Es folgen, teilweise in architektonischer Umrahmung, Bilder von Heiligen, Krieger, Gerechtigkeit, Treue und andere allegorische Darstellungen, sowie Judith und Lukretia, Bilder, wie sie auch als Schmuck gepreßter Bucheinbände damals beliebt waren, ferner Urteil des Paris, Opferung Isaaks und andere Bilder, denen die Brustbilder von Mann und Frau beigesellt waren. Im 17. und 18. Jahrhundert sind sehr beliebt Bilder aus der Bibel, vor allem, aufgekommen in Nassau und Hessen-Waldeck und

hierzulande nachgeahmt, das Ölwunder des Elias bei der Witwe von Sarepta vermengt mit einem Wunder des Elisa (Elisäus), begleitet von zwei verschiedenen Reimsprüchen, ebenso häufig die Hochzeit zu Cana, außerdem Adam und Eva, Tod Absaloms, Urteil des Salomo u. a. Von Wappen erscheinen die der Herren und Besitzer der betreffenden Eisenhütten, so in der Eifel der Grafen von Manderscheid und der Fürsten von Aremberg, in den Saarlanden der Grafen und Fürsten von Nassau-Saarbrücken-Ottweiler und in Dillingen des Herrn von Lenoncourt usw., außerdem aber auch Wappen des Deutschen Kaisers, der Trierer Kurfürsten und, weil das Herzogtum Luxemburg, zu dem auch Teile



Abb. 1. Takenplatte der Quint:

Flora oder Abundantia oder Pax (Friedensseggen), nach links schreitend. Aus den Heimatblättern „Unsere Saar“, Verlag Hausen in Saarlouis, 3. Jahrg. Nr. 2 (Sept. 1928), S. 26. Dieselbe Umrahmung auch gebraucht für das Bild der Gottesmutter, Abb. 2 (Sammlung Eich in Luxemburg: Hirsch III 20) und für das Doppelwappen der Sammlungen in Saarbrücken und in Eich (Hirsch I C 93). — Nahezu übereinstimmend: Platte von „Neunkirchen“.

⁶ Zu den in Trierer Zeitschrift 5. Jg. S. 134, 9 verzeichneten Jahresangaben kommt hinzu Jahr 1623 einer Platte, die ich inzwischen in Luxemburg gesehen habe.

der Rheinprovinz gehörten, über 150 Jahre lang spanischer Besitz war, Wappenbilder der Könige von Spanien. Die Quint hat 1701 Platten mit dem Wappen des Herzogtums Lothringen und Geislautern 1738 solche mit dem französischen Lilienwappen gegossen, Platten, die also zur Ausfuhr bestimmt gewesen waren, die jedoch auch in anderen Hoheitsgebieten Verwendung gefunden haben.

Den Abschluß des Vortrages bildete die Forderung, daß den Takenplatten als kultur- und landeskundlichen Urkunden dieselbe Fürsorge zuteil werden müsse, wie den Altertumsfunden. Aber wie für diese, so genügt es auch für die Takenplatten nicht, sie zu sammeln, es müssen auch Fundort und Fundumstände festgestellt werden, denn nur so ist es möglich, Verbreitungsgebiet und oft auch Herstellungsort zu bestimmen.

Der Vortrag war unterstützt durch zahlreiche Lichtbilder, die mit wenigen Ausnahmen vom Provinzialmuseum (Photograph Schindler) hergestellt waren. Vorgeführt wurden Platten aus der Sammlung des Provinzialmuseums (60 Stück), aus der jetzt aufgelösten Sammlung Schäfer zu Trier, Eulenzpfütz (25 Stück), aus der Sammlung v. Krämer-Rautenstrauch zu Trier, Ostallee 47 (17 Stück), aus dem Heimatmuseum zu Saarbrücken, aus den Museen der Stadt Metz (jetzt über 600 Stück), auch einige aus der über 1100 Platten zählenden Sammlung des Vereins deutscher Eisenhüttenleute zu Düsseldorf (nach Kippenberger, Kunst der Ofenplatten, 1928) u. a. Von den Platten des Moselmuseums zu Trier (über 80 Stück) und des Konvikts zu Trier (30 Stück), sowie von der Sammlung der Weilerbacher Hütte (30 Stück), den Luxemburger und anderen Sammlungen standen keine Lichtbilder zur Verfügung.

III. Oberrabbiner Dr. Altmann: **Das früheste Vorkommen der Juden in Deutschland; Juden im römischen Trier.**

Der Vortrag ist, — mit Anmerkungen und mit einigen Abbildungen versehen, — oben S. 104 ff. abgedruckt.

IV. Archivdirektor Dr. E. Schaus - Koblenz: **Bilder aus der Zeit des Erzbischofs Baldwin von Trier.**

Der Vortrag versuchte die Gestalt des großen Luxemburgers, der von 1308 bis 1354 den Trierer Erzstuhl zierte, unter Verzicht auf Vollständigkeit in einzelnen



Abb. 2. Takenplatte der Quint:
Gottesmutter in Strahlenglanz.

Aus den Heimatblättern „Unsere Saar“, Verlag Hausen in Saarlouis, 3. Jg. Nr. 2, S. 25. Dieselbe Umrahmung (vgl. Eich: Hirsch III 21) wie zu der Quinter Platte der Flora-Pax, von vorne gesehen Carpentier 195 = Mus. Metz, Chenet 137). — Dieses Bild der Gottesmutter findet sich auch in der Umrahmung von Abb. 1 (Eich: Hirsch III 20).



Abb. 3: Stubenofen der Quint vom Jahre 1778.

zeitgeschichtlichen Ausstrahlungen zu veranschaulichen. Den Hauptstoff bot zunächst die bekannte für Baldwin unter eigener lebhafter Teilnahme hergestellte Bilderreihe, die der von ihm angelegten handschriftlichen Urkundensammlung, dem *Balduneum* im Staatsarchiv zu Koblenz, vorgeheftet ist. Die künstlerisch ungewandten Darstellungen bilden in ihrer Gesamtheit ein einzigartiges und unschätzbares Stück kulturgeschichtlicher Überlieferung, das in dem Werk von Irmr Die Romfahrt Kaiser Heinrichs VII., Berlin 1881, veröffentlicht ist. Die ausgewählten, dem Rheinischen Museum in Köln zu verdankenden Bilder zeigten u. a. die Weihe des jungen Baldwin zum Erzbischof durch Papst Klemens V. in Poitiers am 11. März 1308, die Rückreise nach Trier in dem Augenblick, wo die Nachricht von der Ermordung des römischen Königs Albrecht eintrifft, den Empfang des neuen Erzbischofs durch die Trierer Geistlichkeit; dann die Kurfürsten bei der Wahl von Baldewins Bruder Heinrich am 27. November 1308, die Krönung des Königs und seiner Gattin Margareta in Aachen am 6. Januar 1309, das Königspaar bei der Vermählung seines Sohnes Johann mit Elisabeth, der Erbin von Böhmen, am 1. Sept. 1310, das war die folgenreiche Verbindung, die den Aufstieg des Hauses Luxemburg einleitete. Die weiteren Schilderungen betreffen den Romzug Heinrichs VII., den sehr kindlich gezeichneten Übergang über den Mont-Cenis im Oktober 1311, die Krönung des Königs mit der lombardischen eisernen Krone in Mailand, die Kämpfe mit den aufständischen Welfen dieser Stadt und das folgende Strafgericht, das Heinrich den Ruf des Friedensherrschers raubte; die Belagerung von Brescia, bei der der Bruder des Königs und Baldewins, Graf Walram von Luxemburg, sein Leben verlor, den Tod der Königin in Genua am 14. Dezember 1311, Überfahrt und Einzug in Pisa, dem ghibellinischen Hauptstützpunkt des ganzen Unternehmens. Ferner, um nur Stichworte zu nennen, Kämpfe in Rom, die Kaiserkrönung am 29. Juni 1312 durch drei Kardinäle in Vertretung des in Avignon weilenden Papstes, Kämpfe in Toskana, die Übergabe der von Baldwin eroberten Feste Santa Maria Novella, aus deren Torturm die Flagge mit dem kurtrierischen Kreuz herabhängt; Heimreise des Erzbischofs, um neue Mittel und Truppen zu werben; inzwischen Zug des Kaisers gegen das feindliche Neapel, sein Tod in Buonconvento, südlich Siena, am 24. August 1313, Überführung der Leiche nach Pisa.

Der Versuch des Luxemburgers, die Reichsherrlichkeit in Italien zu erneuern, mußte tragisch enden. Doch für Baldwin haftete an der jugendlichen Abenteuerfahrt über Berg anscheinend der größte Erinnerungswert, und er hat dem kaiserlichen Bruder mit den Malereien ein Denkmal errichten wollen. Italienische Bilder des *Balduneums* hat auch R. Davidsohn in einem Vortrag behandelt unter dem Titel: Kaiser Heinrich VII. und Dante; die wichtigen Erläuterungen des Geschichtsschreibers der Stadt Florenz konnten gebührend benutzt werden, s. Mitteilungen der Deutschen Akademie, München, Heft 23 von Okt./Nov. 1928. Eingeflochten waren Ansichten vom Grabmal des Mainzer Erzbischofs Peter von Aspelt, vom alten Trier und der Rechnungsaufzeichnung Baldewins über seine Einkünfte in der Lombardei von 1311 als der einzigen umfangreicheren Probe seiner Handschrift, die in einem Kanzleiregister des Domarchivs zu Trier erhalten ist. Ein Bild von Baldewins Kampf mit den Orsini in Rom bot den Anlaß, auf das von Wolfram und Bonnardot veröffentlichte Zeitgedicht: *Les vœux de l'épervier* mit seinen einschlägigen Schilderungen zu verweisen, Jahrbuch f. lothring. Gesch. u. Altert. VI, 1894, und Quellen z. lothring. Gesch. IV, Metz 1900.

Aus dem reichen Wirken des Erzbischofs als Landesherrn wurde nur seine Tätigkeit als Burgenbauer durch eine weitere Gruppe von Ansichten beleuchtet; die Auswahl beschränkte sich auf die mit seinem Namen begabten Anlagen: Baldenstein an der Lahn, 1320 gegen die westenburgische Schaumburg errichtet, Baldenau im

oberen Dhrontal und Baldeneck westlich Kastellaun, beide gegen die Sponheimer erbaut und seit 1324 und 1325 genannt, dann Baldeneltz oder Trutzeltz, 1331 in beherrschender Lage über der Burg Eltz aufgetürmt. Baldewins berühmtestes Bauwerk ist die Moselbrücke bei Koblenz, früher auch wohl Baldewinsbrücke genannt, seit 1343 begonnen. Als Reichsfürst stand bis zum J. 1342 der Erzbischof auf Seiten Ludwigs des Bayern, mit wechselnder Entschiedenheit und großer Vorsicht, doch in seiner eignen Machtentfaltung durch dieses Verhältnis nicht gehemmt, sondern gefördert. Das Nürnberger Rathaus enthält ein lebendiges Relief des Herrschers, dessen aus anmutenden und weniger löblichen Zügen gemischtes Wesen auch erläutert wurde durch seine Lieblingsschöpfung Ettal, ein Ritterstift mit seltsamer Ordnung, auf das in einer Abschweifung eingegangen wurde. Als Baldewins Lieblingsstiftungen müssen zwei Klöster des strengsten Ordens gelten, die 1330 bis 1340 erbaute, von Truppen Ludwigs XIV. gründlich zerstörte Kartause zu Trier, von der leider keine Abbildung erhalten ist, und das Kloster auf dem Beatusberg bei Koblenz, eine Anstalt aus älterer Zeit, aber verwahrlost und erst durch die Übergabe an den Kartäuserorden seit 1331 zu neuem Leben erweckt; ein Stich aus der Zeit kurz vor der Aufhebung gibt eine Anschauung der Gebäude. Baldwin hat auch als Kirchenfürst gläubigen Ernst und Frömmigkeit bewiesen, und obwohl er Jahre hindurch im Bann verharrte, soviel bekannt ist, niemals Beziehungen gehabt zu den kühnen, modern anmutenden Geistern, die als landfremde Bundesgenossen des Kaisers Ludwig das avignonesische Papsttum wortgewaltig bekämpften. Nur ein kirchenpolitischer Schriftsteller, Lupold von Bebenburg, später von 1353—1363 Bischof von Bamberg, hat ihm sein Werk *de juribus regni et imperii* gewidmet; das war ein deutscher Patriot und Kirchenmann; sein Bild befindet sich an einer Pfeilerwand des Bamberger Doms. Die von Baldwin bevorzugte Miniaturmalerei wurde veranschaulicht durch Wiedergabe von zwei Seiten aus seinem Gebetbuch, das als Eigentum des Koblenzer Gymnasiums im dortigen Staatsarchiv hinterlegt ist. Die lebensvollste Darstellung des Erzbischofs ist die Holzsulptur an der Chorwand von St. Gangolf in Trier, die ihn neben seinem Bruder Heinrich VII. mit dem Modell der Trierer Kartause auf dem Arm zeigt, ein Werk, das zweifellos dieser Kartause entstammt und zeitlich in die Nähe seiner späteren Lebensjahre gehört. In wenigen meisterhaften Sätzen hat einst Ranke die geschichtliche Bedeutung Baldewins, eines der „großen Hierarchen des Reichs“ umrissen, *Weltgeschichte* IX 1, 14. Die Schlußbilder zeigten Karl IV., den eigentlichen Erben der reichspolitischen Arbeit Baldewins, und seine Burg Karlstein in Böhmen, in der die Kleinodien des Reichs und des Königreichs Böhmen verwahrt wurden und eine Reihe von Wandgemälden den Ruhm des Luxemburger Hauses verherrlichten.

V. Dr. med. Jos. Schweisthal - Trier: **Welsche Einwanderer des 17. und 18. Jahrhunderts in den rheinischen Kurstaaten und Reichsstädten.**

Der Inhalt des Vortrages wird in Aufsatzform in Jahrgang 7 abgedruckt werden.

VI. Prof. Dr. N. Irsch - Trier: **Die Typen der Trierer Bischofsgrabmäler.**

Dr. Irsch ging aus von der Tatsache, daß einzelne Dynastien des Mittelalters in der Kunstgeschichte als traditionelle Pfleger gewisser Grabmaltypen bekannt sind: Würzburgs Fürstbischöfe, die Landgrafen von Hessen, die badischen Fürsten, die Mainzer Erzbischöfe. 1. Boden- oder 2. Wandplatte, 3. Tumbagrab, in moderner Zeit auch 4. Epitaphium und 5. Grabaltar sind die Haupttypen. In Trier ist zu untersuchen, ob auch hier eine feste Überlieferung beobachtet wurde. Irsch stellt fest, daß dies tatsächlich der Fall ist. Drei Typen sind klar herauszustellen:

1. Der Grabbogen (den Trierer Erzbischöfen absolut eigentümlich). Anschließend an das antike Arkosolium hat sich in Frankreich das Bogengrab — besonders schön nachgewiesen in Conques — als Sondertyp herausgebildet. Natürlich hat Trier unter diesen Einflüssen den Bogen Gottfrieds von Vian den († 1121) hinter dem heutigen Marienaltar, den Ivo- († 1144) und Alber o- († 1153) sowie die spätere Udo- († 1078) Egilbert- († 1101) Bruno- († 1124) Gruppe rechts neben der Sakristeitür erhalten. Mag auch im Laufe der Jahrhunderte manches in der Aufstellung und Ausstattung geändert sein, der Typ steht fest. Die romanische Ausführung weicht später der frühgotischen, wie der Bogen Heinrich von Finstingen († 1268) zeigt, der besonders deutlich nach Metz weist, der Heimat des genannten Erzbischofs. Auch die beiden spätgotischen Bogengräber Kunos von Falkenstein († 1388) und Werners von Königstein im Chor der Koblenzer St. Castorkirche gehören in diese traditionelle Entwicklung, nicht in den englischen oder französischen Einflußkreis.

2. Tumbagrabmal. Auch die Tumba hat ihre Vorbilder in klassischen Denkmälern der Antike und findet reiche Ausbildung in der einfachen Tumbaform mit der Liegegestalt auf der Platte mit oder ohne Baldachin, sowie in der Tumba mit Doppelfigur: auf der Platte die Gestalt des Lebenden, unter der Platte in durchbrochenem Sarge der Tote. In der abgebrochenen Dominikanerkirche war die Sandsteintumba des ehem. Dominikaners Diether von Nassau († 1307). Bei der Erneuerung der Westapsis fand † Johannes Wiegand in den Nischen die Reste des Tumbagrabs Joha n n's v o n B a d e n. In demselben Chorraum steht noch jetzt eine inschrift- und wappenlose Tumba mit dem barocken Überbau aus den Trümmern des Carl-Caspar-Monuments. Durch Ausschluß aller anderen Möglichkeiten wies Irsch nach, daß wir hier das Grabmal des größten Trierer Kurfürsten vor uns haben, das Balduins von Lützelburg († 1354). Jedenfalls lag die Gestalt des Erzbischofs ursprünglich auf der Platte. Irsch wird dem Balduingrab einen eigenen, ausführlichen Aufsatz widmen. Die Seitenwände des Sarkophags waren reich mit Figurenwerk ausgestattet. Es ist auch heute noch ein wirklich fürstliches Grab. Die Erzbischöfe Boemund von Saarbrücken († 1367) und Otto von Ziegenhain († 1430) hatten niedrige Tumben, letzterer auch Erzarbeit. Auch die erhaltene Grabplatte Jakobs von Sirk, das bekannte Meisterwerk Meister Gerhards von Leyden, war ursprünglich eine Doppel-Tumba (Liebfrauen). Die Tumba Carl Caspars mit der Doppelfigur stand an der Stelle, wo heute die Marmormuschel zwischen den Aufgangstreppe zum Westchor steht. Hier ist schon eine Zusammensetzung: Tumba mit Grabaltar. 200 Jahre war die Tumba, allerdings ohne Festlegung auf eine einzige ihrer Arten, üblich.

3. Der Grabaltar. Mit der aufkommenden Sitte der Grabmalbeschaffung durch den noch lebenden Kurfürsten kam auch der Grabaltar auf. Wundervoll ist der gotisch aufgebaute, aber in Renaissance durchgeführte Grabaltar Richards v. Greiffenklau aus 1525, dessen Vorbild Irsch in Uriels von Genningen († 1514) Grabmal in Mainz nachweist. Ursprünglich stand der Altar an der Westseite desselben Pfeilers und hatte eine Mensa. Hier sehen wir den Kurfürsten schon auf dem Altarbild, der Kreuzigung, als Stifterfigur. Jakob von Eltz errichtete sich um 1590 den Dreifaltigkeitsaltar, der allerdings nicht mehr in der ursprünglichen Aufstellung erhalten ist. Der Erzbischof kniete in Lebensgröße an dem Monument, wo und wie, läßt sich heute nicht mehr feststellen. Die Stifterfigur ist heute im Dommuseum. Die Gegenreformation hat das Denkmal gedanklich beeinflusst. Interessant sind die Geschehnisse des Grabmals des Kurfürsten Johannes von Schönenberg (um 1600). Heute ist ein Rest des Denkmals in wenig glücklicher Formung neben dem Windstraßeneingang aufgestellt. Irsch zeigte entgegen der Auffassung Balkes an einem

Beispiel des Cornelis Floris, nach dem Hoffmann sich vielfach richtete, wie das Denkmal ausgesehen haben kann. Ein noch erhaltenes Mal in Roeskilde war sicher das Vorbild. Dieses ist als Tumba mit Baldachin erstellt, auf dem vor einem Kreuz der Stifter kniet, während an den vier Ecken Engel sitzen. Nach den Beschreibern des Schönenbergmals waren, wie auch ein Ölbild ausweist, zwei Bewaffnete an dem Grabmal aufgestellt, genau wie bei dem Roeskilder Mal. Der Kurfürst kniete vor dem Kreuz, ihm gegenüber war Johannes der Täufer, auf den vier Ecken die vier Grundtugenden. Lothar von Metternich ließ sich 1614 als Grabmal den jetzigen Allerheiligenaltar erbauen. Die Gestalt des Erzbischofs kniet neben der Unbefleckten Empfängnis, gegenüber der symbolischen Gestalt des Erzengels Michael. Die Apologetik war in die Denkmalkunst eingezogen. Philipp Christoph von Sötern († 1652), der so ganz anders eingestellte Fürst und Bischof, war seinen Zeitgenossen sozusagen verhaßt. Daher konnte man es nicht mehr wagen, sein Bild an seinem Denkmal, das heute mit dem Taufstein des Domes verbunden ist, anzubringen. Im Altarbild tritt vielmehr der Patron des Nachfolgers, Carl Caspars von der Leyen, mehr hervor, wenn auch die beiden Patrone Philippus und Christophorus den bezeichnen, dem das Grabmal gilt. Es war sicher auch als Grabaltar gedacht. Carl Caspar hat sich wohl den prunkvollsten Altar mit davorstehender Tumba erbaut (1664). Eine Abbildung bei Brower-Masen zeigt die Großartigkeit des Denkmals, das sozusagen den ganzen Westchor erfaßte, mit Rossis Stuckdecke — das Wappen des Erzbischofs ist in der Decke angebracht — und den Aposteln der Nischen eine wundervolle Grabkapelle wurde. Die Tumba zeigte die Doppelfigur. Der Neffe, Johann Hugo von Orsbeck († 1711), hatte im Germanikum in Rom studiert. Er brachte das Barockgrabmal nach römischer Auffassung im Dreikönigenaltar zur Geltung, vor dem er beigesetzt ist. An diesem Denkmal fehlt der Stifter, obwohl schon sein Wappen den Altar ziert wie auch dessen Gegenstück den jetzigen Kreuz- oder Magdalenenaltar. Aber Johann Hugo hatte schon im Hochaltaufbau seinen Namen verewigt. Karl Josef und Franz Ludwig erhielten kein Denkmal im Trierer Dom, weil sie nicht dort begraben sind. Franz Georg von Schönborn ruht auf seinem Grabaltar in vollem Ornat und blickt zu dem verklärten Heiland, indes die Kirche mit dem Kreuz in der Hand ihm beisteht. Malerisch wirkte die Gegenüberstellung der so grundverschiedenen Grabdenkmäler Greiffenklaus und Schönborns, die räumlich nahe zusammenliegen.

Nicht typenhaft sind die Denkmäler Johanns von Metzenhausen und Johann Philipps von Walderdorf. Letzteres verbindet die barocke Tumba mit dem mehr weltlichen Monument, dessen Totengerippe im Dommuseum sich befindet. Der Sensenmann soll den Beschauern das Gruseln verursacht haben.

Damit hat Irsch den klaren Nachweis geführt, daß die Trierer Kurfürsten an bestimmten Grabmaltypen durch die Jahrhunderte festgehalten haben und in der deutschen Kunstgeschichte künftig einen Ehrenplatz neben den andern Dynasten verdienen.

Zusammenfassend gab der Redner zum Schlusse einen Überblick über die drei Typen und behandelte dann noch kurz die Denkmäler des 19. und 20. Jahrhunderts. Durch einen Beschluß des Domkapitels vom Jahre 1834 wurden nur mehr schlichte Wandplatten zugelassen. So haben die Bischöfe v. Hommer, Arnoldi, Pelldram und Eberhard solche einfache Platten erhalten. Auch Bischof Michael Felix Korum wünschte eine solche. Aber der allgemeine Wunsch war stärker. Man griff auf das Bogengrab zurück. Mag auch die Nachahmung nicht allen gefallen, der Idee nach lag nichts näher.